

Geschlecht und Arbeit in der Geschichte des Ruhrgebiets

Frühjahrsakademie UDE; März 2010

Uta C. Schmidt

Einführung

Herzlich willkommen. Mein Name ist Uta C. Schmidt. Ich bin Historikerin und Kunsthistorikerin – nach einem Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde würde man mich heute „historisch arbeitende Kulturwissenschaftlerin“ nennen. Ich empfehle mich Ihnen als Projektleiterin von FRAUEN.ruhr.GESCHICHTE, einem Internetportal zur Geschichte des Ruhrgebiets aus frauen- und geschlechtergeschichtlicher Sicht. Auf diesen Faltschichten sehen sie unsere www-Adresse (www.frauenruhrgeschichte.de) und ich lade Sie recht herzlich zu einem virtuellen Besuch der Kulturhauptstadt ein. Zu Ihrem realen Besuch heiÙe ich Sie als „Eingeborene“ des Ruhrgebiets herzlich willkommen.

Zu Beginn möchte ich Ihnen erklären, warum dieses Portal mit seiner dezidiert frauen- und geschlechtergeschichtlichen Perspektive für die Kulturhauptstadt RUHR.2010 und die Zukunft der Region wichtig ist.

Damit thematisiere ich auch grundsätzlich die Frage, warum im Kontext einer „Zukunftswerkstatt“ der Frage nach der Vergangenheit Bedeutung eingeräumt werden sollte.

Ich werde Sie in die spezifische Geschichte der Region einführen und zeigen, welche Funktion die geschlechtliche Organisation von Arbeit für die Industrialisierung gerade hier einnahm.

Meine These lautet, dass sich die Industriegeschichte des Ruhrgebiets geradezu paradigmatisch anbietet, um die gesellschaftliche Wirkungsmechaniken und Deutungsdominanz des Ernährer-Hausfrau/ Zuverdienerin-Modells zu studieren, jenes gesellschaftspolitischen Ordnungssystems, das für die Wohlfahrtsstaaten des technisch-wissenschaftlichen Zeitalters grundlegend werden sollte und an dessen Wirkungsmacht auch heute noch unablässig gearbeitet wird.

Ich werde Ihnen dazu keine Arbeitsmarktdaten oder Entwicklungsverläufe von Branchen mit Frauenarbeitsplätzen vorstellen.

Mein „Lernziel“ ist: Dass Sie, ausgehend von der Industriegeschichte des Ruhrgebiets, den Begriff „Hausfrau“ von heute an als Synonym für die hierarchisierende geschlechtsspezifische Platzzuweisung im System der bezahlten und unbezahlten Arbeit verstehen und angeregt werden, von da aus an der zukünftigen gesellschaftlichen Organisation von Geschlechter-, Arbeits- und Lebensverhältnissen weiterdenken.

Ich werde Ihnen abschließend aus dem Portal FRAUEN.ruhr.GESCHICHTE. je nach Zeitkontingent ein oder zwei Beispiele für die Arbeit von Frauen vorstellen, durch die die gesellschaftliche Entwicklung der Region mit getragen wurde.

Eine frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektive für den Gründungsakt der Kulturhauptstadt RUHR.2010

Das Ruhrgebiet nutzt das Ereignis Kulturhauptstadt, um sich für die Zukunft zu entwerfen. „Metropole im Aufbruch“ – so stellt es sich vor. Bilder werden ausgetauscht, urbane Merkzeichen entwickelt und Visionen umgesetzt. Dieser außergewöhnliche Event mit seinem Mobilisierungspotential blickt fest in die Zukunft und setzt damit eher unbemerkt auch die Rahmen einer zukünftigen Geschichtserzählung der „Metropole, die es noch nicht gibt“, so ein anderes Zitat aus den RUHR.2010–Publikationen. Wir befinden uns an einer inszenierten Epochenschwelle mit offenem Ausgang. Dass es im Wettbewerb der Metropolregionen auch dezidiert um neue Geschichten von Herkunft und Zukunft des Ruhrgebiets geht, deutet die Geschäftsführung von RUHR.2010 mit dem Programmschwerpunkt „Den Mythos Ruhr begreifen“ auch selber an.

Anders als bisherige, im Kontext einer frauenbewegten Suche nach historischen Vorbildern vorgetragenen frauen- und geschlechtergeschichtlichen Anfragen an die Regionalgeschichte, die kritisch die jeweiligen Stadtgeschichten abklopften und ihnen fehlende Frauen hinzufügten, mischt sich FRAUEN.ruhr.GESCHICHTE. direkt und aktiv in den Prozess einer Neuformierung ein und argumentiert

demokratiethoretisch: dass es gleichsam demokratische BürgerInnenpflicht sei, die Geschichtsdarstellungen dieser zukünftigen Metropole mitzugestalten. Gleichzeitig stellen wir uns auch in die von Louise Otto-Peters (1819-1895), eine der führenden Persönlichkeiten der neuzeitlichen Frauenbewegungen, geforderte frauenpolitische Tradition. Sie appellierte mitten in der 1848–Revolution, dass sich die Frauen um eine Geschichtsschreibung in eigener Sache kümmern müssen, denn wenn sie es nicht tun, werden sie sich schnell vergessen sehen. Sie forderte also eine aktive frauenpolitische Erinnerungspolitik in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche. Und sie sah klar, dass man bereits in der *Gegenwart der Zukunftsperspektivierung* an die Traditionsbildung denken sollte.

Zukunft steht in einem direkten Zusammenhang mit Vergangenheit und Gegenwart. Der Blick in die Vergangenheit relativiert eigene Gegenwartserfahrungen, er macht unabgeholte Hoffnungen und Wünsche deutlich, er eröffnet Möglichkeitspotentiale. Und vor allem: er zeigt, dass wir als Menschen und dass alle von Menschen geschaffenen Formen des Zusammenlebens in der Zeit existieren, dass auch wir Teil eines gesellschaftlichen Wandlungsprozesses sind, auch wir sind gesellschaftlich–geschichtliche Wesen, wandelbar.

Das heißt – dass wir etwas überhaupt als veränderbar wahrnehmen können, verdanken wir einem historischen Bewusstsein, das in der inneren Geschichtlichkeit der menschlichen Lebenspraxis selber gründet. Uns Geschichte als Frauen anzueignen, heißt damit auch, die mit der bürgerlichen Geschlechterdichotomie zugewiesene Position der Frau als ausschließliches Naturwesen hinter uns zu lassen und uns selbst als Geschichtswesen zu ermächtigen.

Bislang ist das Bild des Ruhrgebiets geprägt von Bildern einer Region mit schwerer Arbeit von Männern auf Zeche, im Hütten- oder Stahlwerk. Tatsächlich waren zum Beispiel Hüttenwerke nie eine reine Männerwelt, auch wenn uns dies immer mit dem Blick auf den Abstich am Hochofen vermittelt wird. In den 1950er Jahren arbeiteten mehr weibliche als männliche Angestellte im Hüttenwerk: sie bedienten Kunden, säuberten und ordneten, sicherten Qualität, saßen in der Telefonvermittlung, erzogen Kinder im Werkskindergarten, arbeiteten auf der Krankenstation und in der Verwaltung, verkauften im Werkskonsum, schmierten Maschinenteile, fertigten zu Kriegszeiten Waffen, fuhren sogar Kran, zeichneten Pläne, zündeten symbolisch den

Hochofen an – so wie sie auch Schiffe taufen dürfen - kochten in der Kantine,– und natürlich zuvor oder danach daheim.

Im Familienzusammenhang hat jeder und kennt jede Frauen, die Familienverbände zusammenhielten, die nachts putzen, damit die Kinder studieren können, die als Unternehmerinnen etwas auf die Beine stellten, doch geht es um „große“ Geschichtserzählungen zum Revier, um kanonisierte Narrative und werbeträchtige Bilder, dann erinnert man in großen Bildern Krupp, Kumpels, Kohle und Curry-Wurst.

Das Ruhrgebiet – European capital of culture

Essen hat sich, um die Ausschreibungskriterien für eine Bewerbung zur Europäischen Kulturhauptstadt zu erfüllen – für das Ruhrgebiet beworben, also für eine Region, die aus elf kreisfreien Städten und vier Kreisen, insgesamt aus 53 Städten und Gemeinden besteht. Die größte Ausdehnung dieser Region beträgt von Osten nach Westen 116 km – von Hamm bis Hamminkeln – von Norden nach Süden 67 km – von Gevelsberg bis Haltern. Vor 150 Jahren bezeichnete man mit Ruhrgebiet nur das Land an der mittleren und unteren Ruhr, hier tauchte er bereits Ende des 18. Jahrhunderts auf, um 1830 dann ist er bereits als fester Begriff in der Literatur zu finden. Vertraglich offiziell wurde er erstmals 1919 im Vertrag von Versailles verwendet – in den mehr als 100 Jahren, die zwischen „Literatur“ und „Vertrag“ liegen hat die Region eine unvergleichliche Wirtschaftsentwicklung durchgemacht. ES ist also weder ein Naturraum, noch eine Verwaltungseinheit, sondern eine wirtschaftsgeografische Größe – der größte Wirtschaftsraum Europas – der sein Take Off den unterirdischen Kohlevorkommen verdankt. In der heute zur Kulturhauptstadt Europas geadelten Form geht er auf einen Zusammenschluss von Städten und Gemeinden aus dem Jahre 1920 zurück: 150.000 Bergleute und ihre Familien – man rechnete mit rund 600.000 Menschen – sollten den Ruhrbergbau unterstützen, um die Reparationszahlungen aus dem Versailles Vertrag erbringen zu können. Diese Ansiedlungspolitik sollte der dazu gegründete Siedlungsverband Ruhrkohlebezirk zentral organisieren und so den sozialen Raum, den Lebensraum Ruhrgebiet, gestalten. Das Leben überlagerte sich in Zeiten ungezügelter kapitalistischer Wachstums ausschließlich Profitinteressen zu beugen, nun hoffte man, städte- und raumplanerisch eingreifen zu können. Diese Institution besteht

nach wiederholter Umbenennung als RVR noch heute und war treibender Motor der Kulturhauptstadtbewerbung.

Das heutige Ruhrgebiet war bis etwa 1830 eine nahezu reine Agrarlandschaft. Die gewerbliche Entwicklung des 18. Jahrhunderts hatte im wesentlichen um das Ruhrgebiet herum stattgefunden, im bergischen Land und im märkischen Sauerland war eine florierende Kleineisenindustrie entstanden, das Ruhrgebiet hingegen lebte um 1800 weitgehend von Ackerbau und Viehzucht. Die Arbeitsorganisation orientierte sich entsprechend in den bäuerlichen und gewerblichen Schichten am vormodernen Arbeitspaar, das gemeinsam um das Überleben des Familienverbandes kämpfte. Die Kategorie Geschlecht besaß nicht die universelle Strukturierungskraft wie in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein war die Wirksamkeit der Geschlechtszugehörigkeit nach Lebensalter, Zivilstand und sozialer Schicht gestuft. Die Arbeitsorganisation vor allem in bäuerlichen und unterbäuerlichen Schichten beruhte auf einer wechselseitigen Verwiesenheit.

Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde ein dünn besiedelter Landstrich zum größten Industriegebiet Europas. Aus allen Richtungen kam ländliche Überschußbevölkerung in das Industriegebiet, zunächst Nahwanderer aus den lippischen und westfälischen Agrarbezirken, aus dem Sauerland; Hessen, aus Belgien, den Niederlanden. Doch so konnte der Bedarf an Arbeitskräften nicht gedeckt werden. Ab 1880, mit der fortschreitenden Nordwanderung des Bergbaus und der industriellen Erschließung der Emscherzone, kamen Zuwanderer aus den ostelbischen Provinzen Preußens, aus Österreich–Ungarn, aus Polen, Masuren. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des 1. Weltkrieges, also in rund 60 Jahren, hatte sich die Bevölkerung von etwa 500.000 auf rund 3.5 Millionen versiebenfacht. Gladbeck machte eine stürmische Entwicklung durch, man sprach von „amerikanischen Verhältnissen“.

Eine Familie, die von Ostpreußen ins Ruhrgebiet kam, war die Familie Paraknings, die sich am 5. April 1907 aus dem schnee- und eisbedeckten Ostpreußen auf den Weg ins Ruhrgebiet machte. Zu sechs fuhren sie zwei Tage und zwei Nächte über Berlin bis Wanne–Eickel – die Eltern mittlerweile schon über 50 Jahre alt – , von dort wurden sie von bereits ausgewanderten Familienangehörigen das letzte Stück über

Gelsenkirchen–Bismarck nach Gladbeck begleitet, wo sie hoffnungsvoll ein neues Leben beginnen wollten. Auf der Flügelstraße in Gladbeck fanden sie eine Wohnung: drei Zimmer bewohnten sie, eine Wohnküche und zwei Schlafräume, geradezu fürstlich viel Platz, wenn die Mutter Henriette an die Zeiten auf den ostpreußischen Gütern zurückdachte. In Gladbeck besaß sie einen modernen Herd mit umlaufenden Griff und Emailleplatten. Für die eingewanderte Familie bedeutete Gladbeck Arbeit, Wohnung, Essen – ein Zipfelchen Glück unter dem Zeichen von Hammer und Schlegel.

Bis zum Jahre 1873 zählte Gladbeck 2.775 Einwohner. Am 3. Dezember 1873 begann man den Schacht Graf Motke abzuteufen, drei weitere folgten. Innerhalb kürzester Zeit – bis 1910 – zählte die Gemeinde bereits über 39.000 Einwohner.

Für die Arbeiter und ihre Familien musste Wohnraum geschaffen werden. Die Zechenbetreiber verfolgten mit der Anlage von so genannten „Kolonien“ gleich zwei Ziele: zum einen erhofften sie durch die Bereitstellung von Wohnraum der unablässigen Wanderung von Arbeitern entgegenzuwirken, die auf der Suche nach höherem Lohn und besseren Arbeitsbedingungen von Zeche zu Zeche zogen. Im statistischen Durchschnitt wechselte um 1900 jeder Bergmann einmal pro Jahr seine Arbeitsstelle, Familien zogen etwa alle zwei Jahre um. Die Zechenbetreiber hofften auf die Formierung von Stammebelegschaften und kalkulierten dabei bewusst mit dem Druck des familiären Umfeldes. Zum anderen setzten sie auf die Arbeitskraft der Mütter, Großmütter und Töchter, die in Haus und auf dem Pachtland für den Unterhalt der Familie arbeiteten, die durch die Aufnahme von Kostgängern der drückenden Wohnungsnot entgegenwirken und für soziale Integration sorgten. Ihre Arbeitskraft und die hergestellten Güter und Dienstleistungen galten als feste Größe in der Lohnkalkulation. Mit Arbeit auf dem Pachtland und in den landwirtschaftlichen Flächen der Kolonien, mit Kleinviehhaltung, mit Konservieren und Bevorraten, mit Nähen, Handarbeiten, Flickern, Stricken, Stopfen und Reparieren, mit Gelegenheitsarbeiten und Aushilfstätigkeiten ergänzten die Bergarbeiterfrauen die Löhne ihrer Ehemänner und hielten die Lohkosten niedrig. Mit der Aufnahme und Versorgung von Kostgängern milderten sie die Wohnungsnot und entlasteten die Unternehmen beim Wohnungsbau. Mit dem Waschen und Flickern der Arbeitskleidung ihrer Männer ersparten sie den Zechen die Kosten für die Instandhaltung dieses Produktionsmittels. Dafür hatten sie – wie Dagmar Kift vom

LWL–Industriemuseum nachrechnete – eine unbezahlte Sieben-Tage-Woche mit Arbeitstagen, die in der Regel länger war als die Schicht des Bergmanns.¹

Dieses Rechnen mit den Ressourcen der Frauen war systemübergreifend. Es überlebte Kaiserreich, Republik, Nationalsozialismus bis hinein in die Bundesrepublik. Als nach dem Zweiten Weltkrieg im Ruhrgebiet „Pestalozzidörfer“ gebaut wurden, um dort von auswärts angeworbene minderjährige Berglehrlinge mit Familienanschluss unterzubringen, war es selbstverständlich, dass die „Hausmütter“ – Bergarbeiterfrauen, deren Männer auf der Zeche arbeiteten, auf der die Jungen ausgebildet wurden – einen Großteil der Betreuung und die komplette Versorgung der Jungen, ca. sechs pro Haushalt, übernahmen.² Dafür erhielten sie ein „Putzfrauengehalt“ bzw. eine Aufwandsentschädigung, nicht aber einen eigenen Lohn, auf dessen Grundlage sie eigene Rentenansprüche hätten aufbauen können, was sie zwar wollten, aber vergeblich einforderten.³ Diese Frauen erledigten ausgelagert betriebliche Arbeiten für die Zechengesellschaft.

Abgesehen davon, dass es auch hinter dem Zechentor eine Frauenwelt des Bergbaus gab – in der Verwaltung, als Reinigungskräfte und Beschäftigte in Dienstleistungsbereichen, von den immer wieder zitierten Frauen am Leseband während der Kriegeszeiten einmal abgesehen – die Frauenwelt vor dem Zechentor blieb allenfalls räumlich von der Arbeitswelt des Bergmanns getrennt, strukturell war sie jedoch aufs engste mit ihr verbunden.

Wie Dagmar Kift stets lapidar anzumerken pflegt – mit dieser Feststellung ist mehr verbunden „als die Schwierigkeit, die Wäsche sauber von der Leine zu bekommen“. Sie ist in ihrer Tragweite beachtlich, denn sie fügt die Frauen unbezahlt überantwortete Arbeit in Haus und Familie in den schwerindustriellen Arbeitsbegriff des Ruhrgebiets ein, erkennt sie nicht nur als für Erwerbsarbeit notwendige Arbeit an

¹ Vgl. Jong, Jutta de (Hg.): "... und die Wäsche, die war schwarz, ja, wie die Kohle!" Erzählungen von der Großen Wäsche der Bergarbeiterfrauen, zusammengetragen vom Gesprächskreis "Lebenserfahrung von Frauen in Bergarbeiterfamilien", Herten 1988².

² P-Dörfer sind bzw. waren Jugenddörfer, in denen nach dem Zweiten Weltkrieg pro Haushalt durchschnittlich sechs Jugendliche untergebracht von wurden, die man als (minderjährige) Berglehrlinge aus anderen Bundesländern angeworben hatte. Vorbild waren die Jugenddörfer des Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827) für Kriegswaisen, die in seinen Dörfern unter familienähnlichen Bedingungen aufwachsen sollten.

³ Vgl. Dommer, Olge und Dagmar Kift: Keine Herrenjahre. Jugend im Ruhrbergbau 1898-1961. Das Beispiel Zeche Zollern II/IV, Essen 1998, S. 19-21 und S. 89 f. Vgl. dazu auch die Interviews mit Frau D. und Frau Arch, ebd., S. 146-150 und S. 151-155.

– das ist das, was wir bislang als Reproduktionsarbeit bezeichnen – sondern entlarvt das System der „Zuarbeit“ als konstitutiven Produktionsfaktor.

Das Ruhrgebiet – organisiert nach dem Ernährer– Hausfrau/ Zuverdienerin– Modell

Die Arbeit der Bergarbeiterfrauen ist hier nicht nur eine für jegliche Erwerbsarbeit unverzichtbare vor- und nachsorgende Arbeit, ihr vermeintlich nicht marktförmiger, unbezahlter Charakter verschleiert auch das kapitalistische, profitmaximierende Kalkül, das ihm zugrunde liegt. Konsequenterweise wurde ihnen die Wohnung, die ja in Besitz der Bergwerksgesellschaft war, gekündigt, wenn der Familiernährer zum Beispiel bei einem Grubenunglück ums Leben kam, so geschehen auf der Zeche Radbod in Hamm 1909. Ein weiterer Beleg für diese Aussage stammt aus einem ganz anderen Bereich: Wie lange ein Streik oder Ausstand durchgehalten werden konnte, hing davon ab, wie gut die Frauen zu Hause haushalten konnten, wie viele Vorräte sie eingepökelt, eingekocht, eingeweckt, getrocknet hatten. Er hing auch davon ab, wann er durchgeführt wurde – im Sommer, wenn Gemüse, Obst, Kartoffeln zu ernten waren, konnte er länger geführt werden, als im Frühjahr, wenn alle Vorräte verbraucht, das letzte Sauerkraut gekocht, die letzte Kartoffel verzehrt war.

Gut waren die Männer dran, deren Frauen geschickt waren, wie Emma Paraknings, die in Gladbeck Fritz Chomontowski kennengelernt hatte, den sie 1910 heiratete. Er war Sozialdemokrat und erhielt wegen seiner politischen Betätigung oftmals schlechte, wenig ertragreiche Reviere zum Abbau, Emma musste dies für die stetig wachsende Familie durch sparsamste Haushaltsführung kompensieren. Während des Krieges verschärfte sich die Lebensmittelknappheit. Nur dadurch, dass sie Tiere halten und Pachtland bestellen konnte, überstand sie mit ihren Kindern, den Geschwistern und den Eltern den letzten Kriegswinter, der als Steckrübenwinter in die Geschichte eingehen sollte. Für sie und ihren Haushalt kam die Ersparnis von Ausgaben einer Einnahme nahe. Ihr Mann Fritz fiel an der Front für König und Vaterland.

In einer geradezu paradigmatischen Form entwickelte sich funktional zu den autoritär–patriarchalen Strukturen der Montan–Industrie ein Geschlechtermodell, in dem der Mann als Familienernährer vorgestellt, die Frau hingegen als in ökonomischer Abhängigkeit zum Mann in einer „natürlich“ genannten Funktion als Haus–Frau dargestellt wurde.

Die Sozialhistorikerin Karin Hausen hat dieses Modell wie folgt charakterisiert.

- 1) Für Männer gilt das Primat der Berufs– und nicht der Hausmann– und Vaterorientierung. Daraus resultiert die Festlegung auf lebenslange, möglichst kontinuierliche und aufstiegsorientierte Berufsarbeit.
 - 2) Eine qualitätsvolle Berufsausbildung ist für Männer gesellschaftlich anerkannt.
 - 3) Der Familienernährerlohn ist für erwachsene Männer ein legitimer, öffentlich akzeptierter Maßstab für Einkommenshöhe aus unselbständiger Arbeit.
 - 4) Männer haben, sobald Arbeitsplätze knapp sind, einen zumindest ideell unbestrittenen Anspruch auf bevorzugte Ausstattung mit einem Erwerbsarbeitsplatz.
-
- 1) Für Frauen gilt das Primat des in ökonomischer Anhängigkeit vom Ehemann ausgeübten natürlichen Berufes der Hausfrau, Gattin und Mutter.
 - 2) Abgewehrt wird für Frauen eine Berufsorientierung die die Erwartung lebenslanger, kontinuierlicher und aufstiegsorientierter Berufsarbeit.
 - 3) Die Berufsausbildung bleibt lange Zeit nachgeordnet, auch als schon für die Ausübung des „natürlichen“ Berufes ein hohes Niveau an Schulbildung gesellschaftlich und individuell angestrebt wird.
 - 4) Der Zuverdienerlohn wird als angemessen festgeschrieben und – dies ist ganz wichtig – gilt auch als ausreichend für erwerbstätige Frauen, die für ihre Familienangehörigen Mit– oder Alleinernährerin sind.
 - 5) Der Anspruch von Frauen auf einen Arbeitsplatz gilt gegenüber den Männern als nachrangig.⁴

⁴ Frauenerwerbstätigkeit und erwerbstätige Frauen seit 1945 in Deutschland. Anmerkungen zur Forschung, in: Gunilla Budde (Hg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbsarbeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Göttingen 1997, S. 19–45:

Das Modell konnte sich über die Jahrzehnte zum dominanten und zugleich konsensfähigen Modell entwickeln, weil es erfolgreich das Versprechen transportierte von möglicher Balance zwischen den konfliktreichen Beziehungen der individualistisch konzipierten markt- und profitorientierten Erwerbsarbeit auf der einen Seite und den zwar zunehmend marktabhängigen, aber weiterhin bedürfnisorientierten Familien, in denen auch die auf vollleistungsfähige Erwachsene angewiesenen Kinder, kranke, Siechen versorgt wurden. Es waren nicht allein die öffentlichen Instanzen der allgemeinen Meinungsbildung, der Sozialisation, des Rechts, der Sozialpolitik, die immer wieder aufs neue die Etablierung, Propagierung und Stabilisierung dieses Modells sicherstellten. Dafür sorgten mit großer Selbstverständlichkeit immer auch die Frauen und Männer aller Bevölkerungsgruppen, die um das Ansehen ihrer Familien besorgt und um die Zukunft ihrer Kinder willen gut beraten waren, das breit akzeptierte Modell und den damit vorgegebenen normativen Rahmen stets im Blick zu behalten.

In der Montan-Industrie des Ruhrgebiets, in der seit dem Kaiserreich die höchsten Löhne gezahlt wurden, zeigte sich dies in einer Haltung, die ich in meiner Familie noch erlebt habe: Kein Facharbeiter, Bergmann oder gar Steiger wollte seine verheiratete Frau arbeiten gehen lassen. Damit hätte er den Eindruck erweckt, seine Familie nicht ernähren zu können – und damit *als Mann* versagt zu haben. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden gezielt Frauenarbeitsplätze geschaffen, zum Beispiel in der Textil- und Bekleidungsindustrie, später in der Elektro- und Metallindustrie, und in der wachsenden Konsumgesellschaft entstanden im Handel weitere Arbeitsplätze. Doch die Mentalitäten änderten sich nicht so schnell wie die Strukturen.

Bereits zitierte Karin Hausen hat immer wieder davor gewarnt, bei historischen Analysen nicht den einstmals absichtsvoll produzierten Wirklichkeitskonstruktionen auf den Leim zu gehen und sich zum Beispiel auf Statistiken als historische Quelle zu verlassen, deren Erfassungsparameter auch im Dienste von Wirtschafts-, Gesellschafts-, Bevölkerungspolitik standen (stehen). Dazu ein Beispiel: Im Kanon der Montan-Industrie-Geschichte, die bis heute eine Männergeschichte geblieben ist – ohne die Männer als Männer zu thematisieren! – gleichwohl mittlerweile mit einem eigenen kleinen Kapitel auch „die Frauen“ berücksichtigt, hat sich folgendes Narrativ

festgesetzt: Weil die Arbeitswelt des Bergbaus eine Männerwelt war und es in den „Berg- und Hüttenarbeiterkommunen kaum andere Industrien und wenig Dienstleistungen und überdies keine ausgeprägte Mittelschicht gab, die auch gelegentlich Dienstleistungen nachgefragt hätte, sei eine außerhäusliche Erwerbsarbeit von Frauen kaum möglich gewesen. So hatte sich in der „montanindustrielle[n], semi-urbane[n] Arbeiterfamilie“ des Kaiserreichs ein „eher archaisches Rollenverständnis von Mann und Frau“ entwickelt mit einem arbeitsteilig-patriarchalisch Rollenverständnis der Frau als Mutter und relativ autonom handelnder Haushaltsversorgerin“. ⁵ Beschäftigt man sich jedoch exemplarisch über einen biografischen Zugang mit Frauenarbeit, so steht die Aussage zu den fehlenden Frauenerwerbsarbeitsplätzen einer Vielzahl von Aushilfstätigkeiten gegenüber, die sie immer wieder annahm, wenn sich Gelegenheit bot und der Anfahrtsweg nicht zu weit und zu teuer war. Frau Damberg aus Dortmund zum Beispiel kümmerte sich selbstverständlich rollenkonform um Haus, Hof und Garten, die Vorratswirtschaft, den Familienzusammenhalt, sie stellte alle Kleidung selbst her, reparierte kleine Haushaltsgeräte. Sie ging aber auch putzen, stand in der Kneipe am Buffet, während ihr Mann Heinz in Wechselschicht arbeitete. Anfang des zweiten Weltkrieges arbeitete sie zwei Jahre und sieben Monate bei der Straßenbahn als Schaffnerin. Als die Mutter durch einen Schlaganfall zum Pflegefall wurde, kümmerte sich Grete Damberg um sie: „Ich habe meine Mutter neun Jahre und sieben Monate geschleppt wie ein Kind“, erinnerte sie sich.

Auch die Historiker Ulrich Borsdorf und Franz–Josef Brüggemeier warnen davor, angesichts der großartigen Fassade schwerindustrieller Arbeit, Technik und Konzerne die informellen Strukturen, auf denen sie basieren und die weitgehend von Frauen bereitgestellt und getragen wurden, zu vergessen. Sie verweisen darauf, dass in der öffentlichen – und in der eigenen – Wahrnehmung das Ruhrgebiet auf Vorstellungen von Männlichkeit gründet. „Dem Bergmann und dem Schmied als archetypische Berufsfiguren fehlen bis heute die weiblichen Äquivalente“ – so ihr Resümee. Da im Ruhrgebiet die unbezahlte Arbeit der Frauen typisch war, so heißt es weiter, sei es fast unmöglich, einen nennenswerten historischen Befund zu formulieren – oder, die beiden sind Ausstellungsmacher – auszustellen. ⁶ Das

⁵ Tenfelde, Klaus: Arbeiterfamilie und Geschlechterbeziehungen im Deutschen Kaiserreich, in: GG 18.1992, S. 179-203, hier S. 201.

⁶ Vgl. Borsdorf, Ulrich/ Brüggemeier, Franz–Josef: Zweihundert Jahre Ruhrgebiet, in: Feuer und

Ruhrgebiet konnte sich – so mein Argument – so lange in Bildern von schwerer männlicher Arbeit und Männlichkeit repräsentieren, weil es die Arbeit für die Männlichkeit und an der Männlichkeit in einem hierarchisierenden Verhältnis wahrnahm.

Besonders virulent wurde dies in der Wirtschaftswunderzeit, also vor dem Beginn der Kohlenkrise im Jahre 1958 – die allerdings zu diesem Zeitpunkt noch kaum in seiner ganzen Tragweite erfasst und mentalitätsprägend wurde. Das Bundesdeutsche Wirtschaftswunder bezog real seinen Fahrtwind aus dem Ruhrgebiet, durch die Bereitstellung von Rohstoffen, Derivatprodukten, Stahl, Eisen. Nach dem zweiten Weltkrieg war der Steinkohlenbergbau ein Fundament für den Wiederaufbau.

Nach der Währungsreform 1948 war das Ruhrgebiet für ein Jahrzehnt die wirtschaftliche Schlüsselregion der jungen Bundesrepublik. Die Produktionsziffern von Kohle und Stahl wurden zu Symbolen des Wirtschaftswunders über den ökonomischen Bereich hinaus. 1950 gab es im Revier 414.000 im Bergbau Beschäftigte, 103.000 waren im Stahlbereich tätig. Hier wurden die höchsten Löhne gezahlt, hier konnte es sich der Bergmann, Facharbeiter und Stahlkocher leisten, sein Männlichkeitskonzept über eine „Nicht–Arbeitende Hausfrau“ mit zu entwerfen und dem bürgerlichen Ideal anzugleichen. Dies ist aber gleichzeitig auch die Zeit, in der sich nach den Wirren von Krieg und Nachkrieg das Idealbild der Frau und Mutter als staatsprägende Kraft durch die Ausgestaltung des Steuer–, Arbeitsmarkt– und Sozialpolitik formierte.

So war es für mich als enthusiastische Ruhrgebietsbewohnerin nicht zu glauben, als ich erfuhr, das die Frauenerwerbsquote im Revier unter der des bayerischen Waldes lag – eine Region, die ich mit Rückständigkeit gleichsetzte. Bis heute hat sich dieses Verhältnis übrigens nicht ausgeglichen, obwohl unbestreitbar viel mehr Frauen berufstätig geworden sind, im Vergleich zum Bundesgebiet die Frauen hier jedoch noch immer hinterherhinken.

Die Arbeit einer Bergarbeiterfrau

Befragt nach den gewerkschaftlichen Errungenschaften, die für sie bedeutsam waren, nannte meine Großmutter Anna Schmidt stets: dass die Arbeitskleidung vom Betrieb gestellt und dass das Geld einmal im Monat aufs Konto überwiesen wurde.

Nach dem Berg-Tod ihres ersten Mannes heiratete Anna Senf den bei ihr lebenden Kostgänger Gustav Schmidt, der aus Ostpreußen als gelernter Schmid ausgewandert war, um im Ruhrbergbau Arbeit zu finden. Während ihr Mann vor Kohle arbeitete, musste sie zusehen, wie sie durch Kartoffel- und Gemüseanbau, durch Hühner- und Schweinehaltung die Familie bei kargem Lohn ernährte und durch den Winter brachte. Es wurde eingeweckt, gepökelt, Marmalade eingekocht., Sauerkraut gestampft. Ohne Sauerkraut gab es im Winter keine Vitamine!

Mit dem Verweis auf die Wäsche und auf das Geld nannte sie zwei existentielle Bereiche, die das Leben der Bergarbeiterfrau lange bestimmten. Gerade wenn das Geld knapp ist, wenn man wenig hat, dann muss man noch besser einteilen – früher wurde dreimal im Monat in der Zeche ausgezahlt, am 5. am 15. und am 25. Der 25. war der große Zahltag, da wurden die Restzahlungen getätigt. Bei Ratenzahlungen, die eine Familie abgeschlossen hatte, kam es auf Pfennige an, die zurückgelegt wurden. An den Zahltagen standen die Frauen am Zechentor und warteten auf die Lohntüte. Sie hatten Angst, die Männer gingen in die Wirtschaft und gaben Geld aus. Es ging noch nicht mal ums „Versaufen“, aber wenn man mit Pfennigen rechnen muss, dann waren 20 Pfennige für ein Bier schon viel Geld. Und so war es gut, als das Geld auf ein Girokonto gezahlt wurde. Die Männer mussten anschreiben lassen und viele Frauen haben dann gesagt: „Ich bezahlt doch die Saufschulden nicht. Sie haben meinem Mann ohne Geld kein Bier zu geben!“

Anna Schmidt wusste jede Minute des Tages was sie zu tun hatte: Jeden Morgen um halb fünf aufgestanden, für Mann, Sohn Frühstück, Kaffee, Schichtbrot und Milchsuppe gekocht. Die Töchter, die eine Ausbildung zur Verkäuferin und in der Arbeitsverwaltung machten, frühstückten später, sie machten sich um 7:00 Uhr zu Fuß auf den Weg. Je nach Schicht kamen alle unterschiedlich zum Essen wieder nach Hause, den ganzen Tag ein Kommen und Gehen, ein Kochen, Auftischen, Abräumen und Spülen. Zwischendurch wurde die Arbeit auf dem Pachtland erledigt,

Unkraut gezupft, umgegraben, je nach Jahreszeit die Vorräte bewirtschaftet. Abends wurde gebügelt, geflickt und gestrickt.

Tagtäglich wurde Schweinepott gekocht, es wurden die Hühner gefüttert. Zwischendurch fegte sie schon mal die Treppe und putzte den Hausflur, denn es lag jeden Morgen alles voller Ruß. Vor allem freitags, wenn die Filter gereinigt wurden, dann klebte der Ruß nicht nur flockenweise, sondern auch noch schmierig überall. Das Grobe wurde abgewischt und das Feinere mit einem feuchten Lappen weggewischt. Anna Schmidt putzte jede Woche die Fenster – da die Rahmen der Holzfenster braun gestrichen waren, fiel der Dreck daran nicht so auf, aber auf den Scheiben: Wenn man die mit dem Lappen abgewischt hatte, konnte man den hinterher wegschmeißen. Die Fenster wurden mit Seifenlauge richtig abgewaschen. Am Samstag wurde der Fußboden gebohnt, auch das war Schwerarbeit! Der Küchenfußboden war mit Stragula ausgelegt, eine Art Linoleum-Ersatz, aus Kohle hergestellt, mit bunt lackierter Oberfläche. Anna Schmidt wischte das Stragula, dann wurde es gebohnt – richtig auf den Knien, Bohnerwachs aus der Dose wurde mit einem Lappen gleichmäßig verteilt. Dann kam ein Wolllappen über den Schrubber und es wurde alles ordentlich blank gerieben. Bohnern – das war Samstagsnachmittagsarbeit, wenn die kleinen Kinder gebadet waren, wurde mit dem bereits mehrfach verwendeten Wasser noch anschließend die Küche gewischt und eingebohnt.

Am Wochenende – da war Washtag vom Grubenzeug, zumindest bis zum Tarifvertrag von 1970, der die Gestellung des Grubenzeugs regelte. Wenn die Männer untertage arbeiteten, dann war das Zeug schwarz wie die Kohle und dazu noch ölverschmiert. Zumeist wuschen die Männer in der Kaue das gröbste schon raus und brachten das Zeug ausgewrungen in einem Beutel mit. Das restliche Badewasser, das vom Wischen noch übrig war, wurde zum Einweichen mit IMI gebraucht, dann wurde das Grubenzeug gewaschen – mit der Hand auf dem Waschbrett – und gespült, in kaltem Wasser bis es klar wurde. Bis Montag früh musste das Zeug wieder fertig sein, das hieß überm Ofen trocken und am Sonntag flicken und ausbessern. Die Männer hatten nur einen Grubenanzug, wenn sie zwei Hosen hatten, waren sie reich.

Die große Wäsche, die war immer montags und dazu brauchte Anna Schmidt einen ganzen Tag am Stück. Am Abend vorher weichte Anna Schmidt die Wäsche ein. Am anderen Morgen um fünf Uhr heizte sie den Kessel. Bis sie einen eingemauerten Kessel im Keller hatte, quollen die Dampfschwaden aus dem Waschkessel auf dem Herd. War die Wäsche gekocht, dann musste sie vom Ofen runter, das heiße Wasser wurde in eine Zinkwanne geschüttet, damit es abkühlte, denn man konnte ja nicht mit den Händen in das heiße Wasser packen. Und dann rannten auch noch die Kinder durch die Küche und die Arbeiterfrauen mussten aufpassen, dass keines in die Lauge fiel! Die Kinder hatten dann Verbrennungen dritten Grades am ganzen Körper. Als nächstes wurde die Wäsche auf dem Waschbrett gerubbelt, ausgespült, ausgewrungen, mit Sil gespült – insgesamt fünf Arbeitsgänge. Im Laufe der Zeit kamen Maschinen zur Hilfe: die Schaukel, der Wassermotor, dann der Elektromotor mit Wringer und schließlich der Waschvollautomat. Es ist nicht verwunderlich, dass sich Anna Schmidt alles Geld absparte, um sich auf Ratenkauf die jeweils neueste Technik anzuschaffen.

Einen Kühlschrank hatte sie lange Zeit nicht, sie ging jeden Tag in den Konsum und hatte eine Speisekammer mit Lüftung. Aber als ein Waschvollautomat für Arbeiterfamilien erschwinglich wurde, da setzte sie diese Anschaffung sofort durch.

Prolog

Warum habe ich im Blick auf die Geschichte vom Ernährer–Hausfrau/ Zuverdienerin–Modell gesprochen, wo es doch offensichtlich gerade obsolet wird. Dieses Modell hat sich als eine Stütze des Wohlfahrtsstaates fest verankert. ES muss immer wieder dafür sensibilisiert werden, da es heute weniger explizit, denn implizit weitertransportiert wird. Die in das Lohnsystem und damit in die soziale Sicherung eingebauten wirtschaftlichen Mechanismen der Privilegierung des Mannes als Ernährer und der Diskriminierung der Frau als Zuverdienerin behindern bis heute nachhaltig den Versuch, Geschlechter–, Arbeits– und Familienverhältnisse auf eine neue Basis zu stellen. Das auf eheliche Abhängigkeit zielende ungleiche Geschlechterverhältnis wird nicht zuletzt immer wieder dadurch stabilisiert, dass die

Zuverdienerin gleichzeitig als verheiratete, wirtschaftlich vom Ehemann abhängige Hausfrau und Mutter von den Erwerbsprivilegien des Mannes profitiert, indem sie einen Anspruch hat, an seinem Einkommen und seiner sozialen Sicherung teilzuhaben. Für die Zukunftswerkstatt bedeutet dies, nicht nur die Konsequenzen einer zunehmenden „Feminisierung“ der männlichen Löhne zu thematisieren, die sich zunehmend am Modell des Zuverdienens orientieren, ohne jedoch das normative System des Ernährer/ Hausfrau–Zuverdienerin–Modells aufzugeben. Es bedeutet auch, angesichts nicht zu übersehener Erosion der ungleichen Komplementarität der männlich–weiblichen Teilmodelle und deren tief in den Arbeitsmarkt, die sozialen Sicherungssysteme, die Familien– und Gesellschaftspolitik und die individuellen Lebensentwürfe verankerte Wirkungsmacht nachzudenken. Wie verhalten sich Stabilität und Auflösung, Abgrenzung und Überlappung dieses komplementär funktionierenden Modells und wie seine Alltagsrelevanz? Es gilt, geschärft durch die historische Sensibilisierung, die Ziele, die Diskurse, die Milieus und Akteure, die Verteilung von Kosten und Nutzen in dem heute deutlich erkennbaren Veränderungsprozess zu erkunden.